

Predigt anlässlich der Eröffnung der Pädagogischen Woche in St. Gereon, Köln, am 24. Oktober 2016**„Christliche Identität – Christsein bedeutet immer neu Christus ähnlich werden wollen“**

Im letzten Monat konnte man von einem jungen Mann, Jack Johnson, lesen, der alles daran setzt, wie David Beckham auszusehen. 20.000 € hat er bereits ausgegeben, um Jochbein, Kinn, Augenbrauen, Lippen und Zähne seinem Idol anzunähern. Das Ergebnis ist aber nicht sonderlich befriedigend, er muss noch einmal 30.000 € investieren, für weitere Operationen. In einer Talkshow wurde er gefragt, ob er nicht mit sich selbst zufrieden sein wolle, anstatt so viel Geld auszugeben. Er gab darauf zur Antwort: „Ich will wie David Beckham aussehen, wie er sein. Ich will seinen Lifestyle“.

Die Häme im Netz ließ natürlich nach der Ausstrahlung der Talkshow nicht auf sich warten. Sein Aussehen wurde abgeurteilt. So hieß es in einem Tweet: „He looks like Kim Jong-un.“ Wahrscheinlich waren es solche bitteren Erfahrungen, die den jungen Mann zu seinem aberwitzigen Plan bewogen, wie jemand anderer auszusehen. Und mit dem anderen Aussehen ein anderes Ansehen zu gewinnen, denn, so hatte er in der Talkshow noch hinzugefügt: „Niemand sagt, David Beckham ist unattraktiv, selbst wenn man kein Fan von ihm ist“.

Ein anderer sein wollen! So fremd ist uns das doch auch nicht. Wie viele Generationen haben eine Elvis Presley-Tolle, eine Beatles-Frisur, ein Marlon Brando-T-Shirt, eine James Dean-Jacke getragen, um sich einem bewunderten Star anzuverwandeln, wenigstens ein besonderes auffälliges Merkmal zu haben. Das eigene kümmerliche, langweilige, spießige Leben einmal loslassen, einmal eine andere Rolle einnehmen, den herben Hauch des Abenteurers spüren.

Wir sind nämlich schon genügend festgelegt: in der und der Stadt geboren, von den und den Eltern gezeugt und erzogen, auf die und die Schule gegangen usw. Es wurde über uns bestimmt: „Das macht man eben so“, „Das ist doch alles zu deinem Besten“, usw. Das haben wir doch alle schon gehört. Und doch pochte es in uns, es brodelte und begehrte in uns auf, die Jacke, die uns da übergestülpt wurde, passte nicht, sah zu brav und angepasst aus. Eine Ahnung davon, es könnte auch anders sein, flog uns an.

In solchen Erfahrungen werden die elementaren Fragen: ‚Wer bin ich?‘, ‚Woher komme ich?‘, ‚Wohin gehe ich?‘ brennend. Die Risse und Brüche in der eigenen Existenz werden schmerzlich fühlbar. Wer ich bin? - Das ist eben nicht für immer betonhart sicher. Der Mensch ist das nicht-festgelegte Tier, wie der Philosoph Helmuth Plessner ausführte: Wir befinden uns in einer „exzentrischen Position“. Das bedeutet: Im Gegensatz zu den anderen Lebewesen kann der Mensch aus seinem Zentrum heraustreten, er kann sich gleichsam von außen betrachten, über sich

nachdenken. Eine anthropologische Unruhe prägt daher die „*conditio humana*“, denn, wie Plessner vom Menschen fordert: „Als exzentrisch organisiertes Wesen, muss er sich zu dem, was er schon ist, erst machen.“ Das Leben als Aufgabe, Projekt, ständiger Versuch und unvermuteter Aufbruch.

Wie geschieht ein solcher unvermuteter, unerwarteter Aufbruch, der das Bisherige, Altgewohnte hinter sich lässt? Als Anruf: „Da sagte er zu ihnen: Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. Sofort ließen sie die Netze liegen und folgten ihm nach“ (Mt 4, 19 – 20). Die Urszene der Berufung: *Ein* Satz genügt und man lässt alles stehen und liegen. Aber wie mag das geschehen sein? Simon und Andreas hatten gerade ihr Netz in den See geworfen. Da kommt in diesem Moment jemand, den sie nicht kennen, von dem sie vielleicht nur etwas gehört haben, und allein auf sein Wort hin ändern sie ihren bisherigen Lebensplan. Haben sie sich noch von ihrer Familie, ihren Freunden verabschieden können, ihre Netze und Boote Kollegen übereignet? – Wir wissen darüber nichts.

„Sofort ließen sie die Netze liegen und folgten ihm nach.“ Die Reaktion folgt unmittelbar der Aktion, die Antwort dem Wort. So auch bei einer weiteren Berufung: „Als Jesus weiterging, sah er einen Mann am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Matthäus auf und folgte ihm“ (Mt 9, 9). Immer folgt auf den Anruf eine Bewegung der Angerufenen: Die Fischer lassen die Netze liegen, der Zöllner steht auf. Dieses Wort setzt etwas in Bewegung, Festgefahrenes löst sich, Verknotetes entbindet sich, als habe derjenige heimlich schon seit Längerem darauf gewartet, dass endlich die Fesseln gelöst werden. Aber wenn es dann soweit ist, muss man es erst einmal realisieren: Bin ich überhaupt gemeint?, Warum nicht die anderen?, Was passiert nun mit mir?

In einem großartigen Gemälde hat Caravaggio diesen Moment der Anspannung und Unsicherheit festgehalten, in der „Berufung des Hl. Matthäus“, das in der Kirche San Luigi dei Francesi im Rom zu sehen ist. Von rechts sieht man zwei Gestalten in antiken Gewändern hereintreten, sie bleiben im Halbdunkel, links sieht man eine Gruppe von Männern um einen Tisch sitzen, sie haben zeitgenössische Gewänder an. Zwei junge Männer wenden sich neugierig den beiden Hereinkommenden zu, ein älterer Mann blickt erstaunt herüber und zeigt mit dem Finger in die andere Richtung. Ein anderer älterer Mann und ein geldzählender junger Mann lassen sich von dem ganzen Geschehen überhaupt nicht stören. Jesus, der von Petrus begleitet wird, zeigt ganz sanft mit seiner Hand auf Matthäus, der sich fragt, ob er gemeint sei. Hier geschieht keine donnernde Offenbarung Gottes, die alle in den Staub niederwirft. Der Anruf ist so zart, fast zaghaft, so dass der damit Angesprochene gar nicht sicher ist, ob er gemeint ist oder nicht doch einer der Anderen.

Aber vielleicht steigt dennoch schon eine Ahnung auf, dass ein solcher Anruf, eine solche Kehrtwende radikal ist. Einem, der Jesus nachfolgen möchte, aber noch seinen Vater begraben will, wird hart beschieden: „Folge mir nach; lass die Toten ihre Toten begraben“ (Mt 8, 22). Bisherige Bindungen werden unmissverständlich gekappt: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer

Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig. Wer sein Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen“ (Mt 10, 37 – 39).

Leben, nicht als unveräußerliches Besitztum, als für immer festgelegtes Eigentum, sondern als Vorübergang, Verwandlung. „Christ“ nicht als statuarischer Eintrag im Ausweis und damit als bürokratisches Kennzeichen, nicht nur als Stempel auf der Stirn, als unveräußerliches Identitätsmerkmal. Christsein ist ganz anders, es ist dynamisch. Wir, die wir von Christus angerufen wurden und seinen Namen tragen, haben eine „transistorische Identität“. Wir sind bereit, uns berühren, anrühren und aufrühren zu lassen. Unser Christsein führt uns in die Nähe der Anderen, wir gehen auf sie zu, weichen keinem Ort aus, setzen uns an den Tisch der Zöllner und Dirnen. Die Bewegung, die Jesus mit seinem Fingerzeig, mit seinem Anruf ausgelöst hat, tragen wir weiter. Durch unsere Identität muss die Identität des Menschensohnes durchscheinen, denn: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt. Dann wird euch der Vater alles geben, um was ihr ihn in meinem Namen bittet“ (Joh 15, 16).

Amen.